

Nr. 63. Bydgoszcz/ Bromberg, 18. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz,
Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(16. Fortsetzung.)

Alice glaubte kein Auge zugemacht zu haben, aber wahrscheinlich hatte sie doch geschlafen, denn eine zuschlagende Tür auf dem Korridor des „Hotel San Antonio" ließ sie emporschrecken. Sie meinte zuerst, ein Schuß sei gefallen... Nein, es war kein Schuß. Sie war fast enttäuscht. Warum hatte man nicht geschossen, warum hatte die Kugel nicht ihr gegolten? Dann wäre alles vorübergewesen.

Sie saß aufrecht im Bett und horchte noch eine Weile. Es blieb alles still. Nur von draußen, durch die geschlossenen Läden hörte man das abendliche Lärmen der Vorstadtstraße, und dann war da noch ein anderer Ton, ein leiser, summender, der bald ganz nah, bald wieder sehr fern zu sein schien. Es war das Summen eines Moskitos in ihrem Zimmer, aber Alice dachte nicht „Moskito", sie dachte „Kolibri" und der Name dieses kleinen, wunderbaren Vogels hatte einen bösen Klang, er erinnerte sie wieder an Dexter. Warum nur? Sie sann lange darüber nach, aber sie fand keine Erklärung, es war ja auch gleichgültig, alles war gleichgültig.

Das Summen klang bedrohlich nahe, dann fühlte sie, wie das Insekt sich auf ihr Knie niederließ, doch sie fand nicht die Kraft, es zu verscheuchen. Erst als sie den Stich fühlte, scharf und brennend, sprang sie auf. Und zugleich wußte sie, was der Name „Kolibri" bedeutete. So hieß das Tanzlokal, das Dexter genannt hatte. Dort erwartete er sie. Gut, er sollte nicht mehr lange warten. Glaubte er, sie käme zu Spiel und Tanz? Ja, zu Spiel und Tanz! Nur, daß es ein Spiel war, in dem es ums Leben ging, und ein Tanz, den der Tod anführte, das wußte dieser Halunke wohl noch nicht?

In Lawtons Geschäft hatten sie einmal ein Exemplar des Holbeinschen Totentanzes gehabt... Alice dachte daran, sie entsann sich genau, wie sie die Blätter interessiert und doch so, als wären sie aus einer Welt, die für sie keine Bedeutung mehr haben konnte, betrachtet hatte. Der Tod war zu allen gekommen, zu Papst und Bettelmann, zu Kaiser und Kind. Er verschonte auch heute noch keinen, dieser gewaltige Herr, er kam, wann er kommen wollte, aber es gab auch ein Mittel ihn zu rufen.

Dexter hat mein Leben zerstört, dachte Alice, ich werde das seine zerstören. Er soll dies Leben, das er so brennend zu lieben scheint, um dessentwillen er Verbrechen auf Verbrechen häuft, nicht lange mehr genießen, und ich...? Was liegt noch an mir? Einmal glaubte ich, mein Leben hätte seinen Sinn gefunden in der Liebe zu Tom Howard... Dieser Sinn ist ihm genommen worden. Es ist nicht sehr wichtig, ob ich noch weiterhin in einem Kunstladen den Kunden gotische Madonnen oder Inkaschmuck aufschwatze, jede andere kann das auch. Ich werde erlöst sein, wenn ich die Tat getan habe, und gern hinübergehen in jenes Land, von dem wir so gar nichts wissen, und das doch den Frieden bringen wird, den ich hier nicht mehr finden kann.

Sie tupfte etwas Kölnisch Wasser auf die Stelle, die von dem Moskitostich geschwollen war, und sie lächelte sogar. Sie lächelte, weil es töricht war, eine so kleine Wunde zu beachten, wo sie nur noch Stunden von dem Augenblick trennten, in dem sich die große Wunde schließen sollte. Sie lächelte auch, weil sie endlich den Weg sah, der Tom Howard zeigen mußte, daß sie unschuldig war. Das war ein herrlicher Preis, es lohnte schon, dafür das eigene Leben fortzuwerfen...

Alice Lißner drehte das Licht an und wählte aus ihrem Koffer das schönste Abendkleid, das Kleid, das sie nur einmal getragen hatte, am ersten Abend an Bord der „Queen of Havana". Tom hatte es bewundert, sie entsann sich seiner Worte und seines zärtlichen Blickes. Der Spiegel verriet ihr, wie sehr ihr Gesicht zerstört war, gut, daß es Schminke und Puder gab! Als sie fertig angekleidet war, packte sie den Koffer sorgfältig und schloß ihn zu. Einen Augenblick nur gab sie sich dem Gedanken hin, daß sie diesen Koffer nie mehr selbst öffnen würde, daß man ihn an ihr Boardinghouse in Newyork senden und daß sich Francie, Minnie, Lupe und Maud in die Habseligkeiten teilen sollten. Das mußte sie nachher noch schriftlich niederlegen. Vielleicht, daß die lieben Mädel, die ihr so tapfer mit ihren Ersparnissen geholfen hatten, diese Reise, die nun eine letzte Reise war, anzutreten, durch die Sachen ein wenig entschädigt wurden. Auch ihre Möbel, Bücher und Bilder, unter denen zwei nicht wertlose Stiche waren, mochten dazu beitragen.

„Vergiß nur nicht zu schreiben!" hatten die vier sie an jenem Abschiedsabend immer wieder gebeten, und doch hatte sie diesen Wunsch bisher nicht erfüllt. Jetzt würde sie es tun. Nur, daß der Brief, den das Kleeblatt nun erhielt, ein wenig anders aussah, als man es sich erträumt hatte.

In der kleinen Hotelhalle, in der Herr Ohlsen selbst die Funktionen eines Direktors, Empfangschefs, Portiers und Hausdieners inne hatte, bat sie um die Rechnung. Sie hatte, ohne es zu wissen, ihre Bitte deutsch gestellt, und Herr Ohlsen, der einstige Däne, gab ihr auch eine deutsche Antwort. Er schien überrascht, daß Alice bereits an die Abreise dachte, wo sie doch eben erst gekommen sei... Nein, noch war es nicht so weit, noch nicht! versicherte Alice, aber sie bestand dennoch darauf, sogleich zu zahlen. Dabei wurde ihr bewußt, daß es jetzt wohl das letztemal war, daß sie ihre Muttersprache sprechen würde... Das tat sehr weh. Man mußte den Gedanken schnell verwinden, wie zuvor den an die Freundinnen, die lustigen, ahnungslosen Mädel in Newyork.

Herr Ohlsen trat gemeinsam mit Alice auf die Straße und winkte einem Taxi.

„Auf Wiedersehen!" rief er ihr zu, aber sie vermochte diesen Gruß nicht zu erwidern.

„Zum ‚Kolibri'!" wollte Alice dem Fahrer zurufen, aber da wurde es ihr bewußt, daß das töricht war. Sie war keine Kreolin, die einen Dolch besaß, „scharf und spitz wie ein Schlangenzahn", wie Dexter berichtet hatte..

Der Mann am Steuer war angefahren, aber jetzt, an der nächsten Ecke stoppte er und sah sich fragend nach Alice Lißner um.

„Ich möchte eine Waffe kaufen, eine gute, schöne Waffe", sagte sie und der Chauffeur nickte, als wäre die Frage nach dem Ort, an dem man eine gute, schöne Waffe bekommen konnte, die alleralltäglichste von der Welt.

Nach wenigen Minuten hielt er vor einem kleinen Laden, in dessen Fenster man eine Fülle von Jagdwaffen, Geweihen und Patronengurten sah.

— — — — „Ihr Wunsch ist nicht so einfach zu erfüllen, Senorita. Wir haben sehr strenge Bestimmungen üb... den Verkauf von Schußwaffen, haben Sie einen Waffenschein?" Der Verkäufer, der irgendwie an Dexter erinnerte — vielleicht durch seine grelle Krawatte, vielleicht durch den geölten Scheitel — sah Alice mit brennenden Augen an. Ihr Blond mußte ihn völlig verwirrt haben.

„Natürlich, ich habe einen internationalen Waffenschein". Alices Antwort war sehr töricht. Es gab keine internationalen Waffenscheine. Der junge Verkäufer wußte es, aber das Blond dieser Frau ... Noch nie hatte er so blondes Haar gesehen und zudem schien es nicht einmal gefärbt zu sein ...

„Darf ich ihn sehen?" fragte er und seine Stimme zitterte.

„Ich habe ihn nicht hier. Ich habe ihn an Bord gelassen, ich bin mit der „Queen of Havana" gekommen."

„Mit Ihrer Erlaubnis werde ich ihn morgen einsehen, Senorita."

„Ja. Kommen Sie morgen. Lassen Sie sich direkt in meine Kabine führen: Nummer zweihundertachtunddreißig."

„Ich werde kommen, Senorita." Der Jüngling mit der grellen Krawatte und den geölten Haaren verbeugte sich, dann legte er Alice einige Pistolen und Revolver vor. Er wies auf einen kleinen, zierlichen Damenrevolver, dessen Kolben in Elfenbein gefaßt und mit Brillanten verziert war.

Nein, das war Spielerei, Alice brauchte eine andere Waffe. Sie wählte ruhig und sachlich, als hätte sie nicht zuvor mit Dingen der Kunst, sondern mit Schießeisen gehandelt, und der Verkäufer versicherte ihr, daß das von ihr gewählte Modell der neuesten Konstruktion entspräche. Automatische Entleerung, zwölf Schuß in der Kammer, geringer Rückschlag, aber doch eigentlich eine Waffe für Männer. Vielleicht, daß sich die Dame doch für den kleinen mit dem Elfenbeingriff und den Diamanten ...

Alices Blond schimmerte wie mattes Gold. Nie hatte man auf Kuba solch Haar gesehen ...

„Ich nehme diesen. Bitte laden Sie ihn und erklären Sie mir die Konstruktion". Es schien, als duldeten ihre Worte keinen Einwand mehr.

Obgleich sie das Taxi abgefertigt hatte, als sie das Geschäft aufsuchte, wartete der Wagen noch immer vor der Tür. Alice schien es Zufall zu sein, aber der junge Mann mit dem geölten Haar und der allzubunten Krawatte warf dem Chauffeur einen Blick zu, der besagte, daß er es wohl verstünde, wie man um dieser blonden Frau willen auf hundert andere Fahrgäste verzichtete ...

„Bis morgen, Senorita!" rief der Waffenhändler dem anfahrenden Wagen nach, zugleich pflückte er mit gespitzten Fingern einen Kuß von seinen Lippen und warf ihn der blonden Dame nach, die ihm das schönste Rendezvous seines Lebens versprochen hatte. Kabine 238. Er durfte das nicht vergessen.

Alice Lißner hatte dem Fahrer kein Ziel genannt, nur etwas wie „Zum Hafen!" geflüstert. Als aber die angeleuchteten Schornsteine der „Queen of Havanna" aus dem Gewirr der dunklen Silhouetten von Masten und Kranen auftauchten, rief sie dem Mann am Steuer ein schnelles „Halt!" zu. Er bremste und es waren zufälligerweise nur wenige Schritte bis zu einem Café, dessen Tische fast bis auf die Fahrbahn gestellt waren.

„Senorita können hier nicht allein in ein Café gehen", flüsterte der Fahrer, als sie im Begriff war zu zahlen. „Es ist unmöglich. Vollends am Abend."

Der Mann mochte recht haben, aber zurück ins Hotel wollte sie nicht. Noch einmal den wohlverschlossenen Koffer sehen, noch einmal an den letzten Auftritt mit Dexter erinnert werden? Nein!

„Bitte begleiten Sie mich", sagte sie zu dem Fahrer. Vielleicht lachte sie der Mann aus, vielleicht hielt er sie für wahnsinnig. Gut, dann war sie wahnsinnig ... „Ich ersetze Ihnen den Verlust", fügte sie schnell hinzu. „Es dauert nicht lange, ich habe nur ein paar Zeilen zu schreiben."

Oh, es gab keinen Verlust zu ersetzen! Der Kubaner, der fremde Leute für Geld durch die Straßen fahren mußte, der ein einfacher Taxifahrer war, er zeigte sich jetzt, als er mit Alice das Café betrat, als vollendeter Caballero.

Er wählte den Platz, nicht zu nah und nicht zu fern der Musik, die ihre weichen Tangowellen bis auf die Straße spülte, er bestellte den Kaffee und eine bunte, süße Speise, deren Vorzüge er Alice mit tausend Worten schilderte.

Sie lächelte müde. Das also war ihr letzter Ausgang. Ein Hafencafé der Ort, ein fremder Taxifahrer ihr Kavalier. Er war mehr Kavalier als manch feiner Herr in Newyork, der den Frack anzog. Um den Begleiter nicht zu kränken, nahm sie ein paar Löffel von der gepriesenen Süßigkeit und lobte sie sehr, dann erst erinnerte sie ihn an den Zweck ihres Besuchs. Und der wundersame Mann, der vor ein paar Minuten nur ein fremder Chauffeur in einer fremden Stadt gewesen war, verstand es sogar, ihr Briefpapier zu verschaffen. Im Café hatte man keines, aber die Frau des Wirtes gab ein paar Bogen aus ihrer privaten Kassette. Sie waren von prächtigem Blau und wunderbar parfümiert und trugen ein verschnörkeltes Monogramm, das durch einen sinnvollen Zufall mit den Initialen Alice Lißners identisch war.

Alice schrieb. Sie schrieb zuerst an die Freundinnen in Newyork. Nur ein paar Zeilen. Nur eine Bitte, ihr zu verzeihen, und den Wunsch, daß sie glücklicher sein möchten als sie selbst.

Dann kam der Brief an Tom. Sie entsann sich, daß sie einmal in ihrer Kabine gesessen und versucht hatte ihm zu schreiben. Brief auf Brief hatte sie begonnen, damals... Und jeder Bogen war nach wenigen Worten zerrissen in den Papierkorb geflogen. Jetzt zögerte sie nicht mehr. Sie schrieb ruhig und fest und sie schrieb deutsch. Als sie fertig war, überlas sie noch einmal das Geschriebene:

„Tom Howard!

Ich weiß, daß ich Dir schuldig erscheinen muß, und ich weiß, daß es nur einen Weg gibt, Dich von meiner Unschuld zu überzeugen. Diesen Weg gehe ich jetzt. Das Urteil an Dexter vollstrecke ich selbst. Er hat keine Gnade verdient, denn er hat mein Leben zerstört und unsere Liebe. Ich werde nicht zittern, wenn ich auf ihn ziele, und ich werde nicht zittern, wenn ich die Waffe gegen mich selbst richte. Ich habe immer versucht, tapfer zu sein. Lebe wohl! Werde, wenn Du es irgend kannst, glücklich! Das ist mein einziger und letzter Wunsch! Um Peggys willen beschwöre ich Dich, folge mir nicht nach! Ich küsse Dich ein letztes Mal!

Deine Alice".

Sie faltete das Blatt, schob es in den Umschlag und schrieb mit ruhiger Hand die Adresse.

„Jetzt muß ich gehen", sagte sie dann und winkte dem Kellner. Es war bereits bezahlt. Der fremde Taxifahrer war ein vollendeter Kavalier. Es war unmöglich, ihm das Geld zurückzugeben, und auch die Blumen mußte sie nehmen, die er, während sie die Briefe schrieb, leise neben ihren Platz hatte legen lassen.

„Ich danke Ihnen mein Herr. Es war ein schöner Abend, den Sie mir geschenkt haben." Sie reichte ihm die Hand.

„Es war der schönste meines Lebens, blonde Madonna", flüsterte er und beugte sich über ihre Hand.

Mit schnellen Schritten ging Alice die kurze Strecke bis zur „Queen of Havana". Sie wußte, daß dort immer Bettler und Händler herumlungerten. Irgendwer würde schon bereit sein, den Brief an Bord zu bringen. Dann konnte sie ein Taxi nehmen und zum „Kolibri" fahren.

„Penny, Penny, Senorita!" wimmerte im Dunkel ein Kinderstimmchen. Alice sah in brennend dunkle Augen, glänzend und traurig wie die Augen eines Hundes.

„Hier, einen Dollar, wenn du sogleich diesen Brief auf die „Queen of Havana" bringst". Sie öffnete die Handtasche und zog die Münze hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sänger der Nibelungen.

Leben und Werk Friedrich Hebbels.

(Zum 125. Geburtstag des Dichters am 18. März.)

Von Franz Heinrich Pohl.

„Der Dithmarscher", sagt Friedrich Hebbel aus Wesselburen im Holsteinischen, „weiß sich überall, mit oder ohne Gewalt, den ersten Platz zu verschaffen. Ich leugne nicht, ich bilde mir auf meinen Volksstamm etwas ein." Im Volkstum dieser trotzigen, dabei tiefinnerlichen Bauern wurzelnd, wurde Hebbel zu einem der großen Dichter der Nation. Schon sein Äußeres kennzeichnete den nordischen Menschen: Hochgewachsen, blond, ausdrucksvolles Gesicht, und unter einer hohen, wunderbar gewölbten Stirn tiefblaue, leuchtende Augen. Auch in Hebbels Wesen erkannte man den Niederdeutschen: herb, verschlossen, mitunter schwermütig und wortkarg. Ergriff ihn aber etwas, so verfügte er über hinreißende Beredsamkeit. Liebevoll und hingebend, voll Güte gegen Kinder und Tiere, konnte er, leicht reizbar — wie er selbst zugab — „nordische Berserkeranfälle" bekommen.

Dieser stolze Mann mußte den größten Teil seines viel zu kurzen Lebens in Armut, unter Demütigungen verbringen. „Das Elend hat an meiner Wiege gestanden", schreibt er im Februar 1845, „es hat mir in zartester Kindheit ins Gesicht geschaut und meine Seele versteinert." Hebbels Vater, von Beruf Maurer, war ein mürrischer, durch seine Armut niedergedrückter Mann, der kein Verständnis für das überaus feinfühlige, phantasievolle Kind hatte. Solange der Knabe klein war, konnte er bei der Mutter Schutz suchen, aber kaum hatte er die Dorfschule, die seinen Wissensdrang nur wenig befriedigen konnte, verlassen, so mußte er dem Vater Handlangerdienste leisten. Bald stellte sich Hebbels Untauglichkeit zum Maurer heraus, und der Vater gab ihn als Schreiber zu dem hochmütigen Kirchspielvogt Mohr. Acht Jahre lang mußte er wie der geringste der Knechte beim Kutscher unter der Treppe schlafen, am Gesindetisch essen und sich die Rohheiten seines harten Herrn gefallen lassen.

Nach der Befreiung von dem erniedrigenden Kanzleidienst in Wesselburen wurde Hebbel, der früh seine dichterische Begabung erkannt hatte, zum Almosenempfänger und Stipendiaten für lange Zeit. Die Schriftstellerin Amalie Schoppe, eine gutmütige, aber engherzige Frau, nahm sich seiner an, verschaffte ihm kleine Aufträge, geldliche Unterstützungen und Freitische. In diesen Jahren unendlicher Demütigungen ging der Stern der Liebe über seinem Leben auf: Die Näherin Elise Lensing schenkte sich selbst und alles, was sie besaß, dem zehn Jahre jüngeren Dichter. In rührendem Opfermut ermöglichte sie es Hebbel, in Heidelberg (1836) zu studieren. Freilich standen dem Studenten ohne Abiturium für ein ganzes Semester nur 120 Mark zur Verfügung, so daß ein warmes Mittagessen ein seltener Genuß wurde. Doch Elise konnte sogar noch 100 Taler auftreiben, womit Hebbel sich von Heidelberg zu Fuß nach München begab. Dankbar schreibt er ihr von dort: „Jetzt ergießt sich mir der Strom des geistigen Lebens durch alle Adern, brausend und überschäumend, als wäre er nie gefesselt gewesen." Doch auch der Reichtum von 100 Talern war eines Tages zu Ende, und in anstrengendem Fußmarsch wanderte Hebbel, von seinem Hündchen begleitet, wieder nach Hamburg. In tiefstem Elend, das aber doch nicht die Entstehung seiner ersten großen Dramen „Judith" und „Genoveva" hatte verhindern können, wurde ihm von seinem Landesherrn, dem dänischen König Christian VIII., dem er sich in Kopenhagen vorstellte, ein Reisestipendium für zwei Jahre Studium in Paris und Rom zuteil. —

In seinen späteren Lebensjahren hat Friedrich Hebbel an Klaus Groth geschrieben: „Der Himmel hat mich, ich muß es dankbar anerkennen, für die erste Hälfte meines Lebens aufs reichlichste durch die zweite entschädigt, und vor allem durch die Frau, die er mich finden ließ, als ich dem Tode näher war als dem Brautbett." Hebbel hatte sich von Rom nach Wien begeben, wo er — nun schon kein Unbekannter mehr — von literarischen Kreisen Hilfe erwartete.

Aber tief enttäuscht, wieder einmal mittellos, dazu leidend, wollte er nach Norddeutschland zurückkehren, da lernte er die schöne und geistvolle Burgtheater-Schauspielerin Christine Enghaus kennen — und lieben. Sie wurde (1846) seine Gattin und machte ihn so glücklich, daß er nach zwölfjähriger Ehe, der ein früh verstorbener Knabe und eine Tochter entsprossen waren, ausrief: „Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken, denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!"

Christine Hebbel, die es in ihrer Güte sogar verstand, die Freundschaft Elise Lensings zu erringen, verhalf den großen Frauengestalten ihres Gatten zum Sieg. Sie stellte die dämonischen, stolzen und leidenschaftlichen Heldinnen, die Judith, die Mariamne und Kriemhild dar, aber auch die liebend leidenden Frauen: Genoveva, Agnes Bernauer und Maria Magdalena, sowie die in zarten Duft getauchte Gestalt der Rhodope in Hebbels vielleicht schönstem und tiefstem Werk „Gyges und sein Ring".

Hebbel hat schon als junger Dichter (1836) gesagt: „Durchaus unmöglich ist es mir, etwas zu schreiben, was sich nicht wirklich mit meinem geistigen Leben aufs innigste verkettet." Tatsächlich erscheint uns jede Zeile, die er geschrieben hat, mit seinem Blut, seinem Geist getränkt. In den wunderbar zarten, gedankenvollen Gedichten, die in dem Wohllaut ihrer Sprache oft wie Musik klingen, erkennen wir Hebbels tiefes Gefühl. Das Düstere, Schwermütige seines Wesens, das ihn schon als Kind mit Angstträumen plagte, spiegelt sich in seinen Balladen und mancher Gestalt seines dramatischen Schaffens, wie etwa dem Golo der „Genoveva", wider. Wie vermag er, dem zwei edle Frauen schützend am Lebensweg standen, die weibliche Seele zu ergründen! Und was für Kämpfer hat der Dichter, dessen ganzes Leben ein Kampf war, in seinen heroischen Männergestalten geschildert, angefangen mit dem kraftstrotzenden Holofernes bis zu den Niebelungenhelden. In der großen germanischen Schicksalstragödie, der Nibelungen-Trilogie, Hebbels letztem und gewaltigstem Werk — den „Demetrius" hinterließ er bei seinem Tode am 13. Dezember 1863 unvollendet —, gelangte der Dichter in seiner Fähigkeit, Menschenschicksale zu verflechten, die Handlung dramatisch zu steigern, zur höchsten Meisterschaft. —

Die Bedeutung, die Hebbels schöpferische Persönlichkeit für das deutsche Volk gewonnen hat, erhält ihren eindeutigsten Ausdruck in den kurzen Worten, mit denen Christine Hebbel das beste Bildnis ihres Gatten den Museen der Reichshauptstadt vermachte: „Hebbel ist ein Deutscher und gehört nach Deutschland hin."

Hebbel.

Aufpeitschend, fordernd, ein getürmter Zorn,
Rufst du mir zu: Pack an, nicht stehen bleiben.
Laß dich nicht von dem Strom der Wünsche treiben
Setz über ihn hinweg mit Angriffssporn.

Stehst du allein, dräng um so mehr nach vorn.
Es muß sich, was nicht glatt und flach ist, reiben
Die Sprache deines Blutes sollst du schreiben
Sollst Aussaat halten stets mit vollem Korn.

Willst du den Berg erklimmen, mußt die Stufen
Du dir erst selber schlagen. Keine Himmelsleiter
Wird dir gereicht, den Höhenweg zu finden.

Hinan, hindurch! Umfegt von rauhen Winden
Ist nur dein Glaube dir der Wegbereiter.
Brauchst du noch mehr, dann bist du nicht berufen.

Albert Mähl.

Zwei Frauen um einen Dichter.

Zum 125. Geburtstag Friedrich Hebbels am 18. März 1938.

Die eine hieß Elise Lensing und gebar ihm zwei Kinder. Die andere hieß Christine Enghaus und wurde seine Frau. Elise opferte alles für ihn, was sie besaß, aber es war nicht genug, denn er liebte sie nicht. Sie war nur eine arme Näherin mit wenig Schulbildung, doch sie glaubte an ihn. Auch Christine setzte alles, was sie besaß, für ihn ein. Sie besaß mehr als die arme Elise: sie war jung und schön, eine gefeierte Schauspielerin mit hohem Gehalt, als Hebbel sie kennen lernte. Auch sie hatte es nicht leicht gehabt. Als Kind fast wurde sie zum Theater gegeben. Als Sechzehnjährige bereits galt sie als die Hoffnung am Wiener Theaterhimmel. Enttäuschungen blieben auch ihr nicht erspart. Sie wurde umworben und begehrt, das Publikum liebte sie leidenschaftlich. So leidenschaftlich, daß es eines Abends zu stürmischen Protesten kam, als Christine Enghaus ihrer Rolle gemäß sterben sollte. „Sie soll nicht sterben! Christine Enghaus soll nicht sterben", schrien die Galeriebesucher, und wie es heißt, wurde dem stürmischen Verlangen nachgegeben und das Stück geändert, so daß Christine Enghaus leben blieb . . .

Sie war 27 Jahre, als Hebbel ihr in Wien begegnete. Er kam von einer Studienreise, die ihm der König von Dänemark ermöglicht hatte, und war sehr schlechter Laune. Alles schien hoffnungslos und verfahren. In Hamburg saß Elise, die ältliche kleine Näherin, und hatte ihm das zweite Kind geboren. Ehrgefühl und Pflicht mahnten ihn, den Bund mit ihr zu legalisieren. Sie hatte alles für ihn hingegeben, nicht zuletzt ihre mühselig gemachten, kleinen Ersparnisse, damit er in München studieren konnte. Sie war nun bitterarm, und nur die Hoffnung auf ihn hielt sie am Leben. Er wußte es. Gleichzeitig sah er keine Möglichkeit zum Vorwärtskommen. Seine Stücke wurden überall abgelehnt. Man hatte noch kein Ohr für diese herben, klaren Töne, für diese künstlerische Unerbittlichkeit noch kein Organ. Würde Wien Wendepunkt in seinem Leben sein? Er lernte Grillparzer kennen, Halm, die Burgtheaterschauspieler Löwe, Anschütz und Christine Enghaus — und sie wurde Wende. Christine Enghaus hatte Einfluß genug, die Aufführung seiner Stücke durchzusetzen. Sie verkörperte seine Heldinnen. Sie verstand seine große menschliche Qual, seine ewige Gereiztheit, seine Unruhe. Sie wußte, was er brauchte: Ruhe, Sicherheit, inneren Frieden, um endlich schaffen zu können ohne die schlimmsten materiellen Sorgen. Alles das gab sie ihm. Und er vertraute sich ihr rückhaltlos an. Wenige Monate nach ihrer ersten Begegnung heirateten sie.

Und Elise?

Für Elise stürzte die Welt zusammen. Der Schlag war so tödlich für ihr gutes, reines Herz, daß sie kaum wieder zu sich fand. Sie suchte alle seine Briefe hervor, die er von unterwegs an sie gerichtet hatte: wohl hatte er ihr geschrieben, er habe vor Hamburg und der Rückkehr zu ihr „Angst wie vor dem Grabe", und es würde ihm auf ewig unmöglich sein, sich in „eine Ecke hineinzuhocken und Familienpapa zu spielen", hatte er aber nicht auch versichert: „Nein, Elise, Du würdest mich grausam verkennen, wenn Du Dir eine Existenz für mich ohne Dich auch nur denken könntest! Unser Verhältnis ist der Art, wie vielleicht auf Erden kein zweites gefunden wird!?"

Jedes seiner Worte gewann jetzt eine andere Bedeutung für sie. Nicht mehr das Genie, nicht mehr den Helden ihres armen Lebens sah sie in ihm, sondern den fehlbaren, den unvollkommenen Menschen, — den Mann, der eine Frau in der Schande sitzen ließ, um die jüngere, die hübschere, die reichere zu heiraten.

Sie kritzelt bittere Anmerkungen an seine Briefe von unterwegs: „Leide ich jetzt nicht viel mehr durch seine Grausamkeit, wo jedes Gefühl der Teilnahme für mich in ihm erloschen ist — er wirft mein Herz mit Hohn und Spott zu Füßen einer Schauspielerin — ich hab nun einmal keinen Glauben zu diesem Leuten; sie wechseln wie mit Kleidern so mit Gefühlen . . ."

Nur im tiefsten verletzte Liebe konnte „Hohn und Spott" sehen, wo ein Mann im Ringen mit sich selbst, mit Pflicht und Liebe, selbst fast zugrunde ging, ehe er sich für die Liebe entschied. „Schüttle alles ab, was Dich in Deiner Entwicklung hemmt, und sei's auch ein Mensch, der Dich liebt . . .", hatte er zwar vorher schon in sein Tagebuch geschrieben. Zwischen Worten und Taten aber ist ein gewaltiger Unterschied. Und ehe Hebbel sich für Christine Enghaus entschied, die ihn menschlich und materiell in seiner Entwicklung förderte, hat er Höllenqualen durchlitten um Elise Lensing.

Er kannte die Schuld, die er um sie trug. Er wußte alles, was er ihr versprochen hatte, was aus den Jahren der Not und des Hungers an Beschwörungen, Bitten und Tröstungen in die Briefe an sie geflossen war: „Du bist das einzige Band, das mich ans Leben fesselt . . . Wir heiraten uns, sobald wir uns wiedersehen . . . Soll ich kommen, so gib mir nur einen Wink . . . Ich möchte Zeile für Zeile Deines Briefes küssen . . ." Hatte sie ihm dann „den Wink" gegeben, so war er zurückgeschreckt: „Eine Ehe ohne alles Fundament! Ohne Geld und ohne Aussichten . . ." Und doch war er immer wieder zu ihr zurückgekehrt: „Das Heiligste und Wahrste, was an Verehrung, an Liebe in meiner Brust liegt, ist Dir zugewandt . . . Du bist in Deiner grenzenlosen Liebe und Hingebung das einzige weibliche Wesen auf Erden, welches mich noch mit Glück und Freude zusammenknüpfen kann . . ."

Und Christine?

Wann Hebbel ihr von Elise erzählt hat, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß sehr bald Briefe von Wien nach Hamburg gingen, die Elise einluden in das Haus auf dem Josephstädter Glacis. Voll Empörung und gekränktem Stolz lehnte Elise ab. Da starben ihr nacheinander ihre beiden kleinen Buben. Und das so schwergeprüfte, so grenzenlos enttäuschte und aufbegehrende Herz der Elise Lensing wurde milder durch diesen letzten, großen Schmerz. Widerstrebend entschloß sie sich endlich, nach Wien zu fahren. Sie und Christine wurden bald die besten Freundinnen. Elise besorgte den Haushalt und freundete sich mit Karl, dem vorehelichen Sohn Christines, aufs engste an. Sie hob eine Tochter Hebbels mit Christine aus der Taufe und nahm Karl bald darauf mit nach Hamburg. Von dort aus berichtet sie stolz an Christine: „Ich habe Karl lesen und schreiben gelehrt . . . und der Junge schreibt, wie mancher in seinem Leben nicht besser gelernt hat . . ."

Und Elise vergaß, was das Schicksal ihr angetan hatte. Die Großherzigkeit Christines und eine alles verzeihende Liebe halfen ihr dabei. Sie gewinnt es über sich, über Hebbel zu scherzen. Er möge doch nicht eine so gräßliche Laune ins Haus bringen", schreibt sie einmal, und ein andermal ist sie besorgt darum, daß ihn sein altes Magenübel zu sehr quäle. Sie rät dringend, „er möge doch etwas für seinen Magen tun, der Magen ist ja doch das Uhrwerk des Menschen." Und als sie stirbt, hat sie keinen anderen Gedanken als den, die anderen glücklich zu wissen. „Möchtest Du doch gesund bleiben . . . ich trage ja genug, daß es reicht für Euch alle, damit ihr frei sein könntet . . ."

Und Friedrich Hebbel . . . ? Friedrich Hebbel schuf sein Werk. Christine sorgte dafür, daß es auch nach seinem Tode nicht vergessen wurde. Elise Lensing aber, die arme Näherin aus Hamburg, die ihm alles opferte, hat man vergessen.



Lustige Ecke



Der praktische Pfadfinder weiß sich zu helfen.



„Ich bat ihn um Feuer für meine Zigarre!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.